

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 5

Artikel: Im australischen Busch
Autor: Iten, Riina H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM AUSTRALISCHEN BUSCH



Von Riina H. Iten

Die Verfasserin ist die Gattin von Dr. Ken Werner Belton Iten aus Zug. Sie begleitete diesen auf seiner zweiten Expedition in die Einöden des australischen Northern Territory, die er als erster Schweizer Geologe für die australische Zentralregierung unternahm. Ihre Erlebnisse und die Buschgeschichten, die sie während der acht Monate in diesem unerschlossenen Teil Australiens sammelte, geben unsren Lesern ein lebendiges Bild aus einer unbekannten Welt.

Am 7. April 1950 verließen wir Canberra, die Hauptstadt Australiens, um uns der Karawane anzuschließen, die in Adelaide zusammengestellt wurde. Dort standen große Lastwagen mit Zelten, geologischen Ausrüstungsgegenständen, Bohrmaschinen, Buschmöbeln, Kücheneinrichtungen und Proviant bereit; dazu mehrere Jeeps, um in dem sonst undurchfahrbaren Dschungel arbeiten zu können.

Wir mußten ungefähr 3400 km, also fast den ganzen Kontinent, durchfahren und dabei das «tote Herz Australiens», eine Salzwüste, überbrücken. Diese Verbindung ist nur mit der Eisenbahn möglich. Unsere Kolonne wurde deshalb auf Güterwagen verladen und in

48 Stunden 1440 km durch die Wüste bis nach Alice Springs geführt. Diese Stadt liegt in der Nähe des geographischen Mittelpunktes des australischen Kontinents. Von dort führt die einzige, erst während des letzten Krieges gebaute Überlandstraße in einer beinahe geraden Linie nach Darwin, der tropischen Haupt- und Hafenstadt des Northern Territory, eines Gebietes, in dem auf 165 km² nur ein Mensch kommt.

Unser Ziel war Brocks Creek, das 192 km südlich von Darwin liegt. Die Reise mit Lastwagen und Jeeps auf der Überlandstraße sollte zwölf Tage in Anspruch nehmen.

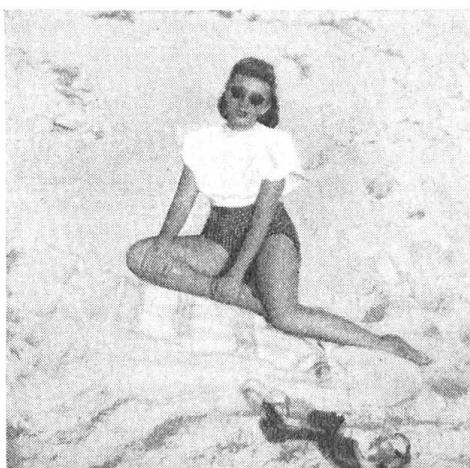
Wo immer wir hielten oder übernachteten, versuchte ich Leute, die uns begegneten, über dieses Brocks Creek auszufragen. Die erste Auskunft war nicht gerade ermutigend. Ich erhielt sie von einem Telegraphenarbeiter: «Ach», sagte er, «da hatten ja die Yankees während des Krieges das Disziplinargefängnis.» Ein einäugiger Krokodiljäger, der gerade von «dort oben» kam, meinte erstaunt: «Brocks Creek? Da steht eine verlassene Polizeistation, die alten Gefängnisbaracken und ein gewesener Bahnhof, sonst nichts.»

Von diesem «sonst nichts» versuchte ich mir nun ein Bild zu machen; denn dort sollten wir immerhin für die nächsten acht Monate leben. Ich wußte nur, daß mein Mann dieses «Nichts» im Busch als Lagerplatz gewählt hatte, weil das von den Amerikanern zurückgelassene Pumpenhaus uns mit Wasser versorgen sollte; ein Element, das dort in der trockenen Jahreszeit überhaupt fehlt. Das Gebiet, das mein Mann in alten und neuen Erzlagerstätten geologisch untersuchen sollte, erstreckte sich in einem Radius von etwa 25 km um diesen Ort. Brocks Creek ist auf der Karte nicht eingetragen. Wir wußten nicht, wo wir, um unser Ziel im Busch zu erreichen, die Straße verlassen mußten. Mit der Weisung eines schwarzen Eingeborenen, dort abzuschwenken, «wo der weiße Kakadu auf dem Baum sitzt», und dann den Weg nach rechts einzuschlagen, konnten wir dumme Weiße nichts anfangen. Wir mußten uns an die uns bekannte Meilenzahl halten. Nachdem wir einige kaum feststellbare Seitenwege passiert hatten, vor deren Betreten wir mit Inschriften wie «Dieser Pfad ist ohne Wasser, unbewohnt und sehr gefährlich» gewarnt wurden, fühlten wir uns angenehm überrascht, als wir am Straßenrand plötzlich ein leerer Benzinfäß entdeckten, auf das mit

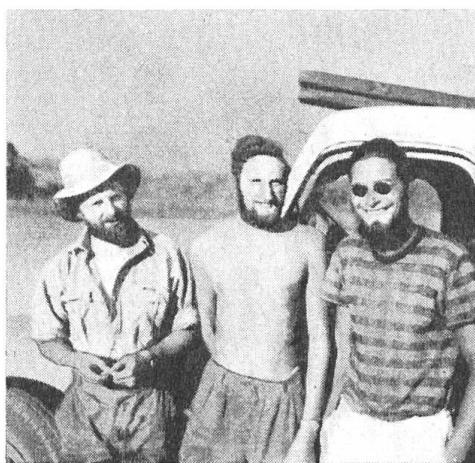
Kreide in großen wackeligen Buchstaben «Brocks Creek» gemalt war.

Das war der erste Gruß von Prospektor Jimmy Smith, der uns scheinbar schon an Ort und Stelle erwartete. Dieser Mann hatte das größte Interesse an unserer Expedition, da ihm der von uns zu untersuchende Distrikt von der Regierung gegen eine bezahlte Option zur Erzausbeutung zugeschlagen worden war. Wenn unsere Untersuchungen Erfolg haben sollten, wurde er ein reicher Mann.

Obwohl weit und breit kein weißer Kakadu zu entdecken war, zweigten wir also rechts ab und kamen, alten Autospuren folgend, nach einer halben Stunde richtig in Brocks Creek an. Mein Mann richtete seine Schritte gegen eine große Wellblechscheune. Als er deren Türe öffnete, fiel sie auseinander. Es war schon dunkel, und da wir alle, drei Geologen, der Geochemist, drei Bohrer, der Feldassistent, der Koch, der Automechaniker und ich, todmüde



Die Verfasserin



Dr. Ken W. B. Iten mit zwei Mitarbeitern

waren, schliefen wir in der ersten Nacht alle in eben dieser Baracke, dem früheren amerikanischen Armeegefängnis. Ich besetzte Jail (Gefängniszelle) Nr. 9, die andern die übrigen Jails. Aber Zwischenwände waren keine mehr vorhanden, wohl aber noch der Stacheldraht vor den vielen kleinen Fenstern.

Später richtete sich unsere Mannschaft in diesen Gefängniszellen ganz gemütlich ein. Mein Mann und ich zogen es aber, um etwas unter uns zu sein, vor, auf einem kleinen Hügel über einem noch vorhandenen Zementboden Zelte aufzuschlagen.

Die größte Wellblechscheune, mit noch verhältnismäßig guterhaltenem Zementboden, diente uns als Küchenhaus und Eßraum. Dort führte von diesem Tage an unser tschechischer Koch sein Regiment.

Im Busch Der Busch umringte uns in Brocks Creek von allen Seiten. Grüngrau, trocken, eintönig, ist er keineswegs schön zu nennen, dennoch macht er auf die meisten Menschen einen sehr tiefen Eindruck. Er wirkt durch seine Endlosigkeit und Einsamkeit lockend und rufend wie eine Wüste. Man kann sich im Busch sehr leicht verirren. Es gibt keinen höhern Baum, keinen richtigen Berg, nach dem man sich orientieren könnte, nichts. Deshalb sagt man hier auch, wenn jemand den Weg verloren hat, «he got bushed».

Hier und dort trifft man im Busch blühende Mimosen, violettfarbige Ti-trees, ein Eukalyptus mag gerade in Blüte stehen, und die süßduftenden Kapokbäume locken die kleinen Buschbienen an, deren Honig so süß und schmackhaft ist.

Der Boden ist dicht mit Spinifez, Speargras und Gras bewachsen. In der nassen Jahreszeit kann man das letztere nicht nur wachsen sehen, sondern auch hören. Es erreicht die Höhe von zwei Meter und dorrt während der Trockenperiode vollständig ab. Nach der ersten Hälfte der Trockenperiode wird es angezündet. Das bei dem schweren Morgentau nachwachsende neue, niedere Gras muß die Tiere während der regenlosen Trockenzeit am Leben erhalten. Das Grasanzünden ist deshalb eine Ehrenpflicht jedes Buschmannes, und da unsere Ankunft in Brocks Creek gerade in diese Zeit fiel, fuhren wir zunächst mit den Jeeps in die Umgebung, um das dürre Gras abzubrennen. Es entstanden Riesenfeuer, die nächtelang den ganzen Himmel glutrot färbten.

Der amerikanische Gefängnisdirektor, der hier während des Krieges gewaltet hatte, muß ein Naturliebhaber und wohl auch ein Feinschmecker gewesen sein; denn wir fanden im Gefängnishof die bezaubernd duftenden Frangipanis und Paw-Paws, deren Früchte ich hier zum erstenmal zu essen bekam, ferner Bananenbäume, die einen ausgezeichneten Schatten gegen die unbarmherzig brennende Sonne bildeten.

Es würde hier alles wachsen und Früchte tragen, nur ist niemand da, der das Land bebauen möchte. Die schwarzen Eingeborenen, die den Busch bewohnen, lachen jene Weißen, die im Schweiße ihres Angesichts das Land kultivieren, geradezu aus. «Wozu?» fragen sie. «Wieso können wir wissen, daß wir in sechs Monaten noch am Leben sind, und falls wir noch leben, ob wir immer noch am selben Platze wohnen, um zu ernten, was wir gesäßt haben?» Aber auch abgesehen von solchen Überlegungen erscheint den Eingeborenen die Bebauung des Bodens sinnlos, weil für sie der Busch nicht leeres, unfruchtbare Land ist wie für die meisten Australier, die jede Ausgabe zur Entwicklung des Territory für nutzlos halten. Für die schwarzen Eingeborenen ist der Busch voll von Nahrungsmitteln, nach denen man nur zu greifen braucht, wenn man Hunger verspürt.

Das Wort «nein» existiert Zu jedem **nicht in ihrem Wortschatz** Haushalt im Northern Territory gehören einige schwarze Eingeborene. Es sind die einzigen Hilfsarbeiter, die man hier finden kann. Um diese jedoch anstellen zu können, ist die Einwilligung der Bundesabteilung für Eingeborenenangelegenheiten erforderlich. Diese schützt die Interessen der schwarzen Bevölkerung und sucht deren Ausnutzung zu verunmöglichten. Unsere Expedition bekam als ein Unternehmen von wirtschaftlicher Bedeutung zwei Schwarze zugewiebt: Pincher und seine Frau Koorroom-boorrooburra. Die letztere riefen wir kurz Silly. Sie selbst fand diesen Namen sehr schön. Pincher und Silly verrichteten ihre Arbeit glücklich lachend, langsam, mechanisch und vollständigverständnislos. Das Wort «nein» existierte nicht in ihrem Wortschatz. Was man auch von ihnen verlangte, immer war ein bereitwilliges «yes, Missus» die Antwort, ohne Rücksicht darauf, ob sie den Befehl verstanden oder nicht. Aber wenn ihnen eine be-

stimmte Arbeit nicht zusagte, hatten sie immer eine Ausrede, entweder war es gerade zu windig, oder die Sonne stand nicht in der richtigen Stellung oder etwas Ähnliches. Es blieb einem nur übrig, sich mit solchen Erklärungen abzufinden; wenn man versucht hätte, sie zu einer von ihnen abgelehnten Arbeit zu zwingen, wären sie eines Tages einfach im Busch verschwunden.

Zu der Obliegenheit Pinchers gehörte es, täglich den Zementboden der Messe aufzuwaschen. Diese Arbeit war ihm vom Koch zuerst gründlich erklärt worden. Daraufhin hatte er das Wasser Eimer für Eimer in der gleichen Ecke ausgegossen, bis ihm gesagt wurde, daß auch die andern drei Ecken gewaschen werden sollten. Mit derselben Ruhe trug nun Pincher das Wasser in die nächste Ecke, und das Spiel wiederholte sich bei jeder Ecke, bis nach einigen Stunden der Boden wirklich sauber war.

Sillys Hauptbeschäftigung bestand im Wäsche-waschen. Anfänglich verwirrte sie diese Arbeit völlig. Sie würde sich gar nicht verwundert haben, wenn man von ihr verlangt hätte, die Wäsche unter den Kessel und das Brennholz in den Kessel zu stecken.

Als ich mir einmal als einzige Frau im Camp die Frage an Silly erlaubte, wie alt sie eigentlich sei und ich aus Höflichkeit sie auf zwanzig Jahre schätzte, lachte sie mich mit einem «Yes, Missus» glücklich an. Das kam mir nun doch etwas verdächtig vor. Auf meine zweite Frage, ob sie vielleicht fünfzig sei, bekam ich das gleiche lachende «Yes, Missus» zur Antwort. Silly ist die erste Frau, der ich bisher begegnet bin, die sich nicht im mindesten um ihr Alter kümmerte.

Ganz falsch wäre es aber, daraus zu schließen, daß diese Frauen ihre Schönheitspflege leicht nehmen, im Gegenteil, sie tun alles, um sich herauszuputzen: sie tragen schneeweisse Knochen durch die Nase, sie bauen ihr Haar mit Kot und Wasser zu kunstvollen Frisuren auf, sie streichen ihren Körper mit rotem und weißem Ton an und tragen am Oberarm aus weißen Kräutern geflochtene Bänder.

Unsere Gesellschaft würdigte Silly jedoch nicht mit dieser Tracht. Im Umgang mit uns trug sie immer so etwas wie einen Sack aus buntem Baumwollstoff mit Öffnungen für Kopf und Arm, wie man ihn in Darwin beim Krämer kaufen kann.

Von Darwin führt eine Eisenbahnlinie zirka

160 km Richtung Brocks Creek und hört dann einfach irgendwo im Busch auf. Einmal in der Woche fuhr ein Zug. Es gehörte zu den Beschäftigungen Pinchers, uns dann jeweilen als Postbote zu dienen. Für dieses Amt, das er jede Samstagnacht auszuführen hatte, schmückte er sich mit seinen Cowboystiefeln, die noch aus der «Amerikanerzeit» stammten. Um sicher zu sein, daß der Zug wirklich anhielt, legte er sich jeweilen in aller Ruhe neben dem Geleise schlafen, bis ihn dann nach vier oder fünf Stunden der Lärm der herannahenden Lokomotive weckte.

Für diese Extraarbeit, die immerhin einen tüchtigen Marsch einschloß, erhielt Pincher von meinem Mann regelmäßig ein Stück Niki-Niki, einen speziell für Schwarze fabrizierten Tabak. Am Sonntagmorgen erschien dann Pincher vor der Messe, wand seinen schlanken Körper wie einen Zapfenzieher, um seiner Hochachtung besonderen Ausdruck zu geben, und äußerte ein einziges Wort «bacca», das pidgin-englische Wort für Tabak. Diesen Tabak rauchte er mit seiner Frau zusammen aus kurzen Pfeifen.

Pincher verstand das Pidgin-Englisch ziemlich gut, da er früher eine Zeitlang als Spuren-sucher (Tracker) bei der Polizei gearbeitet hatte.

Ein schwarzer Tracker ist hierzulande unersetzlich. In diesen Einöden lassen sich oft Männer mit einer bewegten Vergangenheit nieder. Diese stellen es sich leicht vor, im tiefen Urwald zu verschwinden. Sie wissen eben nicht, daß der eingeborene Tracker einen weißen Mann selbst in der pechdunklen tropischen Nacht auffinden kann. Um die Spuren eines Einheimischen nachzuahmen, gehen Verdächtige oft barfuß. Der Tracker jedoch lacht nur über solche Schläue, denn er kann die weißen von den schwarzen Fußstapfen sofort unterscheiden. Ja selbst bei Pferdespuren ist er in der Lage zu sagen, ob einer seiner schwarzen Brüder oder ein «proper fellow» (Spottname für einen Weißen) im Sattel saß. Er riecht uns meilenweit.

Auch Silly war gar kein schlechter Tracker. Das hat sie bewiesen, als uns einmal der Mountain-Devil, eine große Eidechse mit einem Horn auf der Nase, verlorenging. Wir hielten diese als Ameisenfänger, wie man in Europa eine Katze gegen die Mäuseplage hält. Als wir den Verlust bemerkten, holten wir Silly und erklärten ihr, was wir wollten. Diese

schnupperte eine Weile in der Luft herum und schaute auf den Boden, auf dem wir nicht das mindeste sahen. Sie aber fand offenbar eine Spur, machte sich ohne Zögern in einer bestimmten Richtung in den Busch auf und holte uns den Ausreißer richtig zurück. Die große Plage im Buschhaushalt sind Ameisen. Die weißen Ameisen sind die schlimmsten. Sie bauen Hügel bis zu einer Höhe von sechs bis acht Metern. Das einzige Holz, das von den Ameisen nicht angegriffen wird, ist jenes der Cyprospine, deshalb werden die meisten Häuser aus diesem gebaut. Einen unserer Tische höhlten die Ameisen innert kurzer Zeit so aus, daß er eines Tages einfach zusammenfiel. Daraufhin stellten wir die noch verbleibenden Tische mit den Beinen in mit Petrol gefüllte Büchsen. Doch ein Haar oder ein Spinngewebe genügten, um für diese gebräßigen Tiere als Brücke zu dienen.

Eine andere Ameisenart zog es vor, ihr Nest unter Kopfkissen, in Schuhen oder gar in Gewehrläufen zu bauen. So konnte man unliebsame Überraschungen erleben, wenn man schlafen ging oder in aller Eile in die Stiefel schlüpfen wollte.

Aber schließlich gewöhnten wir uns an diese Hausinsekten derart, daß wir, wenn wir in einem Topf Marmelade keine Ameisen fanden, annahmen, diese sei schlecht geworden und sie auch nicht mehr gegessen haben.

Unseren Mountain-Devil hielten wir übrigens nicht nur wegen der Ameisen, sondern weil die Schwarzen diese Eidechse sehr zu lieben schienen. Pincher erklärte mir, daß die Mountain-Devils, die fern hinter den Bergen wohnen, jeden Morgen die Sonne mit Stäbchen an den Himmel stecken und den Eidechsen bei dieser Tätigkeit ein Stück des Stäbchens an der Nase angewachsen sei.

Der weiße Mann ist ein großer Narr Die Eingeborenen sind lange genug mit den Weißen in Berührung, um zu wissen, nach was diese in den Steinen Ausschau halten. Es ist ihnen von den alten Goldsuchern des Northern Territory bekannt, daß sie für ein kleines Stückchen Gold viel «bacca», Tee und Zucker bekommen können. Dennoch verraten sie Fundplätze von Gold fast nie. Die Entdeckung des ersten Goldes allerdings, das in Tennant Creek, der «goldenene Stadt Australiens», gefunden wurde, ging auf eine schwarze Frau zurück, die mit einem weißen Manne

lebte und ihm das Geheimnis ausgeliefert hatte.

Die Eingeborenen sind uns gegenüber sehr vorsichtig in ihren Äußerungen über die Weißen. Ihre Welt ist von unserer Welt zu verschieden; aber aus ganz zufälligen Bemerkungen Pinchers ging doch das eine klar hervor, nämlich, daß sie auf uns Weiße keine großen Stücke halten. So meinte Pincher einmal, mein Mann gehe wie eine große Schnecke herum, da er wie diese sein Haus auf dem Rücken mitschleppe; damit wollte er ausdrücken, wie unsinnig es ihm erschien, daß mein Mann sein Zelt auf seinem Rücken mittrug. Dem Eingeborenen, der hinter einer aus jungen Zweigen geflochtenen Wand schläft, ist das unverständlich.

Einen weiteren Beweis für die Dummheit des weißen Mannes sah Pincher darin, daß dieser das Gepäck nicht seiner Frau zu tragen gibt. Wozu hat er sie denn? Wenn ein Eingeborener mit seiner Lubra (Frau) auf Walkabout (planlose Wanderung im Busch) geht, trägt die Frau das ganze Gepäck auf Kopf und Rücken, dazu oft noch kleine Kinder. Der Mann geht mit Speer und Boomerang stolz voran. Vielleicht entdeckt er auf dem Wege ein Känguru oder einen Buffalo. Unbelastet, wie er ist, kann er das Wild als willkommene Nahrung erlegen. Wenn ihm aber kein Jagdglück beschieden ist, muß die Lubra dem ermüdeten Ehemann die Nahrung herbeischaffen. Sie kann «wicheatty grubs», eine Art weiße Würmer, die in verfaulenden Baumstrünken leben, suchen oder dann ein Goanna, eine ein bis zwei Meter lange Eidechse fangen. Das letztere ist allerdings sehr zeitraubend, da, um eine solche Eidechse anzulocken, zuerst eine Menge Ameiseneier als Lockspeise ausgestreut werden müssen. Wilde Enten und Gänse sind eine leichtere Beute. Die Lubra wartet sitzend in einem Tümpel, bis sich eine Schar dieser Vögel auf dem Wasser niederläßt. Dann taucht sie, schwimmt unter dem Wasser zu den Vögeln und versucht mit einem schnellen Griff eine

Photo:

Paul Senn

In der Ausstellung

Ente oder Gans an den Füßen herunterzuziehen. Meistens gelingt es ihr. Das erbeutete Wild wird sofort im lehmigen Boden gebacken und verzehrt.

Der Familievater, der hauptsächlich schwatzt und schläft oder dann der Jagd obliegt, genießt das Vorrecht, sich als erster satt zu essen. Bleibt etwas übrig, dürfen auch die Frau und die Kinder ihren Hunger stillen. Seinen Hund, der von Dingos (wilden Hunden) abstammt, füttert er aus eigener Hand. Er will für ihn, seinen treuen Jagdgehilfen, selber sorgen.

Die wenig vorteilhafte Einschätzung der Weißen durch die Eingeborenen ist vielleicht auch aus der Tatsache zu erklären, daß diese außerhalb des Bereiches ihrer Maschinen und Werkzeuge im Busch hilfloser sind als ein schwarzes Kind. Auch der gescheiteste Weisse irrt im Busch wie ein Blinder herum. Er verhungert, umgeben von Nahrungsmitteln, und verdurstet an den gleichen Stellen, wo ein Schwarzer nach kurzem Graben unter der Erde Wasser finden würde.

Aber so verschieden die Anschauungswelt der Eingeborenen von derjenigen der Weißen ist, so leicht findet sich ein schwarzes Kind in den wechselnden Wertmaßstäben der Weißen zurecht. Das erlebte ich am eindrücklichsten, als ich einmal einen weißen und einen schwarzen Jungen zusammen Goldsucher spielen sah. Der weiße Bub warf dem schwarzen ärgerlich Sand ins Gesicht und schrie: «Pack dich weg, das ist meine Goldgrube.» Darauf antwortete der schwarze Bub in aller Ruhe: «Was willst du denn, ich suche gar nicht Gold, was ich haben will, ist Uranium.»

Corroboree Daß Pincher die Würde eines Stammesoberhauptes zukam, erfuhren wir erst anlässlich einer Barbecue Party, einer Hausmetzgete auf einer benachbarten Viehzuchtfarm, zu der wir eingeladen worden waren.

Bei dieser Feier führten die vielen schwarzen Arbeiter des Gutsbetriebes einen Ritualtanz vor, eine Corroboree, dessen Leitmotiv die Tötung des großen Stieres bildete. Pincher war der Haupttänzer; er führte den Speer in der Hand, mit dem er zum Schluß der Vorführung den imaginären Stier tötete.

Der Tanz spielte sich, erleuchtet nur von der Glut niedriger Lagerfeuer, im Halbdunkel ab. Die Tänzer erschienen in voller Kriegsbema-

lung, die Körper mit weißen und roten Figuren übermalt. Deren einzige Bekleidung bestand im Naga-Naga, einem kleinen, weißen Tuch um die Hüften. Sie schrien und gurgelten in Ekstase, begleitet von Holzschlägern und der Didjeredoo. Die Schlaghölzer sind aus Eisenholz und erzeugen ein helles Klik-Klik-Klik, in dessen regelmäßigen Rhythmus die Füße der Tänzer auf den Boden stampfen und den feinen Staub zu einer rotbraunen Wolke aufwirbeln.

Die Didjeredoo ist ein langes Rohr aus Bambus oder Holz. Sie gibt nur einen wehmütigen, tiefen Ton, der sich mit dem Klik-Klik-Klik der Schläger zu einer eintönigen Melodie vereinigt. Der Spieler sitzt und stützt die Didjeredoo auf seine Zehen. Mit einer Hälfte des Mundes bläst er, mit der andern atmet er ein und aus. Keiner von uns konnte das nachmachen, obwohl uns Pincher klar und deutlich zeigte, wie es gemacht werden muß.

Nach der Corroboree wurden Steaks auf der Glut des Feuers gebraten. Wer wollte, konnte dazu auch Toast haben. Pincher stellte uns dienstbereit einen Jungen zur Verfügung, der auch ihm seinen Toast zubereitete. Der kleine Schwarze saß am Feuer und hielt vier fertig geröstete Stücke Toast in der Nähe der Glut zwischen seinen Zehen fest, während er die fünfte Schnitte Brot an einer Gabel röstete.

Dieser Besuch brachte uns die Erklärung für eine rätselhafte Erscheinung, die bis zu diesem Zeitpunkt für uns unverständlich gewesen war. Jetzt wußten wir, was die seltsamen an- und abschwellenden Töne bedeuteten, die wir nachts in unserem Lager hörten. Wir hatten das Klik-Klik-Klik bisher für das Bellen der Dingos gehalten. Unsere falsche Deutung der Töne der Didjeredoo jedoch wäre uns fast zum Verhängnis geworden. Gerade in der ersten Nacht unseres Buschaufenthaltes hörten wir diese heulenden Töne und deuteten sie so, daß eine Kuh in einen der alten Schächte gefallen sei. Mein Mann hatte seine Flinte genommen, um die arme Kuh zu erschießen; denn an ihre Rettung wäre ja nicht zu denken gewesen. Es war sein und unser Glück, daß er während des Suchens der von uns vermuteten Kuh nicht selbst in einen Schacht fiel.

Die Prospektoren Neben den Eingeborenen geben dem Northern Territory die Erzsucher sein besonderes Gepräge. Sie durchwandern ihr Leben lang die Einöden auf der

Suche nach Erz, und ihre primitive Art zu leben lehrt sie eine eigene Philosophie.

Ich erwähnte schon Jimmy Smith, der uns in Brocks Creek erwartet hatte. Er, ein Queensländer und Oldtimer, war im ganzen Territory als ein Musterprospektor bekannt. Schon sein Vater hatte eine kleine Goldmine besessen. Zu jener Zeit mußte seine Mutter selbst bei der Verrichtung ihrer Hausarbeit immer eine Flinte bereithalten, um gegebenenfalls in der Lage zu sein, angreifende Eingeborene abzuwehren.

Jimmy Smith erzählte mir selbst eine schöne Geschichte, um mir den Menschenschlag, zu dem er sich selber zählte, verständlich zu machen. Hier ist sie:

„Ein Prospektor starb und kam zum Himmelstor. Petrus wollte ihn zuerst nicht hereinlassen. «Es sind», erklärte er, «jetzt schon zu viele Prospektoren im Himmel, die doch nichts Besseres zu tun wissen, als die goldenen Straßen aufzureißen und damit Schaden anzurichten.

Was aber ein rechter Prospektor ist, läßt sich nie entmutigen. Der Ankömmling versprach also Petrus, ihn von allen andern Goldsuchern zu befreien, wenn nur er selbst dann bleiben könne. Damit erklärte sich der Pförtner einverstanden. Und wirklich, am andern Morgen standen alle Prospektoren mit Hämtern und Spaten vor dem Himmelstor und baten hinausgelassen zu werden.

«Wie hast du das bloß zustande gebracht?» fragte Petrus verwundert. Darauf antwortete der Prospektor: «Das war leicht genug. Ich habe nur die Bemerkung fallen lassen, es habe einer in der Hölle eine reiche Goldader gefunden.»

«Aber warum hast du selbst denn auch einen Hammer bei dir», fragte der Alte.

«Ich will nur schnell nachschauen, ob es dort wirklich so etwas gibt», war die Antwort des Prospektors.“

Jimmy war — eine Seltenheit unter Goldsuchern — verheiratet und hatte ein kleines Töchterchen «Dynamite» alias Deanna. Dynamite war schmutzig und glücklich wie ein richtiges Buschbaby. Dessen Mutter trug viel dazu bei, daß ich mich im Buschleben gut zurechtfand. Sie erzählte mir, wie schön sie es hatten, als sie nur ihrer zwei waren und ihre ganze Habe in ihren Swags (Bettzeug), zwei Blechtellern und Besteck bestand. Jetzt müsse sie so viel unnützes Zeug mitschleppen.

Das unnütze Zeug bestand aus einem Babysbett, einem Doppelbett, einem Schrank, einem Tisch und ein paar Stühlen.

Die goldene Stadt Heute ist Jimmy Smith wieder «up in Tennant Creek», und man nennt ihn nur noch «Lucky Jim», da er dort zum drittenmal eine reiche Goldader gefunden hat. Tennant Creek gehört zu den Buschgeschichten und zu den Prospektoren. Deshalb will ich einiges von dieser sonderbaren Stadt erzählen, das ich dort und hier von Buschleuten gehört habe.

Merkwürdigerweise liegt Tennant Creek etwa 60 km von ihrer Wasserversorgung weg. Jeder Bewohner der Stadt muß deshalb für das Trinkwasser, das von so weit weg herangeführt werden muß, pro Woche etwa £2.-- bezahlen. Man erzählt, daß die Stadt an jener Stelle, wo sie jetzt steht, entstanden sei, weil dort einmal ein Lastwagen mit Bier zusammengebrochen sei. Um das Bier herum sei dann nach und nach eine Stadt erwachsen, wobei man das Wasserproblem vergessen habe.

In Tennant Creek gibt es Fliegen in solchen Mengen, daß es hoffnungslos ist, sie wegzujagen. Unten im Süden behauptet man, daß Leute von dort leicht daran zu erkennen seien, daß sie ohne ersichtlichen Grund mit beiden Händen um sich schlagen und beim Biertrinken mit einer Hand mechanisch über das Glas hin- und herfächeln.

Die Stadt hat keine Bahnverbindung. Sie liegt jedoch an der Überlandstraße, die von Alice Springs nach Darwin führt. Wir übernachteten dort auf dem Wege nach Brocks Creek. Gleich am Morgen, als ich vor unserm Hotel stand, kam ein Mann herangeschlendert, der mir vertrauensvoll mitteilte, er habe viel Gold gefunden, niemand wisse noch etwas davon, und er wolle mir die Hälfte davon schenken, wenn ich ihm jetzt sofort ein Glas Bier bezahle. Er war ein alter Prospektor, der mit Gold viel Geld erworben, es aber dann wie so viele andere vertrunken hatte und schließlich dem Irrsinn verfallen war.

Es ist eine Tatsache, daß die reichste Goldader in Tennant Creek seinerzeit von zwei Männern gefunden wurde, die zusammen ein Auge besaßen. Der eine war total blind gewesen, der andere hatte bloß ein Auge. Der unglückliche Prospektor, der vor den beiden während mehrerer Jahre den gleichen «Claim» erfolglos bearbeitet hatte, war wahnsinnig ge-

worden, als er vom reichen Goldfund der beiden blinden Männer hörte.

Neben dem Trinken ist das Wetten der Zeitvertreib, dem das meiste Geld der Goldsucher geopfert wird. Wenn zwei Freunde einen dritten im Krankenhaus liegen haben, fangen sie an zu wetten, wann dieser wohl sterben werde, «when the old skunk will kick his bucket», in wörtlicher Übersetzung «wann das alte Stinktier seinen Eimer umwerfen wird».

Es kommt auch häufig vor, daß ein Goldsucher eine Fünfpfundnote aus der Tasche zieht und wettet, ob die Nummer des Scheines eine gerade oder ungerade Zahl sei. Wer recht hat, bekommt den «Fiver».

Da das Geld reichlich und die Arbeitskraft spärlich vorhanden ist, sind die Löhne sehr hoch. Einkommenssteuer wird auf Bergbauarbeit im Northern Territory nicht bezahlt. Trotzdem besitzen die meisten wenig anderes als die Khakishorts und das Hemd auf dem Leibe und im besten Fall noch einen Wagen. Das Geld rollt in die Taschen der Restaurant- und Spielbudenbesitzer, und die Commonwealth Bank kommt doch zu ihrem Gold.

Tennant Creek ist eine Stadt, wo niemand Mitleid sucht und auch keines findet. Wenn drei Männer in den Busch gehen und nur zwei zurückkehren, fragt niemand nach dem dritten.

Geschichten am Lagerfeuer Auch in der Umgebung von Brocks Creek hausten in einer verlassenen Mine zwei alte Goldsucher, pensionierte Prospektoren aus Tennant Creek. Sie lebten von den £2.- Unterstüzungsgeld, das ihnen von der Regierung pro Woche ausbezahlt wurde. Beide waren über 70 Jahre alt, dennoch hofften sie immer noch, Gold zu finden.

Mein Mann war mit einem dieser alten Prospektoren befreundet. Er holte Fred oft mit seinem Jeep ab, damit er bei uns zu Nacht essen und den Abend gemütlich verbringen konnte. Während dieser langen Abendstunden am Lagerfeuer war ich Freds dankbarste Zuhörerin. Einige seiner Geschichten will ich hier nacherzählen:

«Wissen Sie, Missus», fragte mich Fred, «daß die Schlangen einander zugurren wie die Tauben?»

Nein, das wußte ich nicht. Nach dieser Einleitung erklärte mir Fred, daß er einmal mit einem Geologen auf der Goldsuche im Busch unter den Sternen lagerte. Gerade beim Ein-

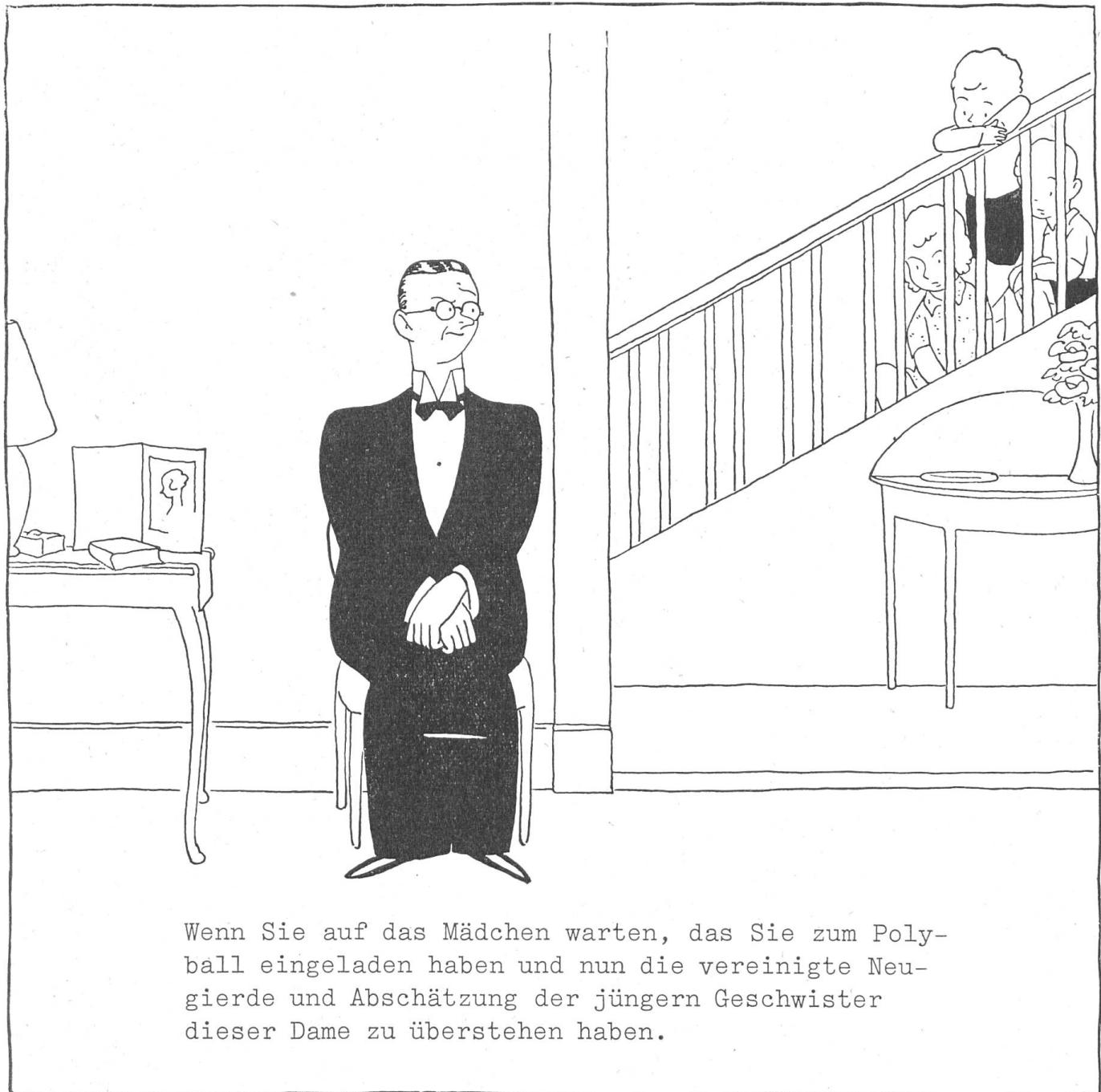
schlafen hörte Fred plötzlich ganz aus der Nähe das Gurren einer Schlange und kurz darauf die Antwort einer zweiten. Fred schaute nach links und sah im Dunkeln in zwei glühende Augen. Er wandte sich nach rechts: dasselbe Bild. Nun war guter Rat teuer. Fred lag ganz still und beobachtete die Schlange auf der linken Seite, während er mit der rechten Hand nach einem Stock tastete. Als er einen solchen gefunden hatte, schlug er rasch zu, um das Rückgrat der Schlange zu brechen. Nach vollendet Tat blickte er auf den Stock: es war die andere Schlange. In seinen jüngern Jahren ging Fred gelegentlich Krokodile schießen und war in der ganzen Gegend als guter Schütze bekannt. Gewöhnlich wird ein Krokodil mit einem Schuß direkt ins Auge erlegt. Fred zog es aber vor, zwischen die beiden Augen zu schießen, was noch größere Geschicklichkeit verlangt. Einmal lauerte er an einem Billabong (Sumpf), in welchem mehrere Krokodile hausten, als hinter einem Busch ein riesiger Man-eater (Menschenfresser) auftauchte. Fred zielte, schoß und war sicher, die richtige Stelle zwischen den Augen getroffen zu haben. Doch das Krokodil blieb ruhig dort, wo es war. Die Schießerei Freds hatte es anscheinend nicht beeindruckt. Höchst erstaunt ging der Jäger rund um das Gebüsch, um den Grund seines Mißerfolges festzustellen. Da sah er, daß zwei Riesenkrokodile im Wasser saßen und einander zublinzelten. Beide hatten ein Auge geschlossen, und Fred hatte zwischendurch geschossen. Man darf einem Prospektor nie ins Gesicht sagen, er lüge!

Fred, ein richtiger Prospektor, fürchtete sich vor keiner Gefahr. Als er wieder einmal «outbush» war, erweckte ein großer Granitfelsen seine Neugierde. Es schien ihm, in diesem müßte Gold sein. Um das festzustellen, war es nötig, den Felsen zu sprengen. Er machte sich also mit Dynamit an diesen heran. Alles war fertig, und die Zündschnur brannte schon, da sah er plötzlich, wie ein großer Büffel auf ihn zustürmte. Fred flüchtete sich auf den nächsten Koolibah-Baum und merkte zu seinem großen Schrecken erst zu spät, daß dieser Baum gerade neben dem Felsen stand, der im nächsten Augenblick explodieren sollte. Aber unten brüllte der wilde Büffel. Fred schloß die Augen und hoffte auf das Glück des Prospektors. Dann hörte er die Explosion, worauf alles um ihn herum dunkel wurde.

Als er endlich wieder zu sich kam, sah er, daß der Stein gesprengt war, wobei ein Felsstück den Büffel getötet und ein anderes den Baum niedergeschlagen hatte, auf welchen er geflüchtet war. Fred lag auf dem Boden, kreuzte seine Hände und dankte dem lieben Gott, der ihm auf diese Weise genug Fleisch und Brennholz für die restliche Zeit der Regenperiode geschenkt hatte.

In den zahlreichen Sümpfen und Flüssen sind immer Fische da, die eine willkommene Abwechslung auf der Speisekarte eines Buschmannes ergeben. Fred war ein leidenschaftlicher Fischer, und sein beliebtestes Fangmittel war Dynamit. Dieses warf er einfach ins Wasser, worauf nach der Explosion eine Menge größerer und kleinerer Fische eingesammelt werden konnten.

Höhepunkte des Lebens



Während des Fischens rauchte er, um die lästigen Moskitos einigermaßen wegzujagen, gerne eine Zigarette und war dabei wie ein richtiger Fischer tief in seine Gedanken versunken. Dies kostete ihn einmal beinahe sein Leben. Damals, als er in seiner Zerstreutheit das Dynamit in den Mund steckte und die Zigarette ins Wasser warf und nicht umgekehrt. Voller Schreck sah er dann anstatt toter Fische seinen eigenen Kopf auf dem Wasser schwimmen und — — — Das was aber sogar für mich zuviel, und ich rief ihm zu: «Hör auf, du alter Schwindler.» Darauf aber hatte Fred gewartet, denn er fuhr ruhig weiter: «Nun, vielleicht war es auch ein anderer Mann, und ich schaute einfach zu.»

Mehr als durch alle diese Geschichten, die er in seinem gewöhnlichen Buschenglisch erzählte, setzte mich Fred in Verwunderung, als er einmal bei einem Lagerfeuer stundenlang mit allen Feinheiten und Nuancen der englischen Sprache Shakespeare deklamierte. Ich schlief gerade in der Mitte des «Midsummer-night Dream» ein.

Der Swagman Swag ist ein Bündel mit Bettzeug, und Swagman ist die Bezeichnung eines Wandergesellen, der dort zu Hause ist, wo er sein «Swag» zum Schlafen ausrollt. Wenn man von den Menschen, die im Busch leben, redet, muß man auch die Swagmen erwähnen.

Unten im Süden trifft man sie oft am Wegrand mit einer aufgehobenen Hand und mit einem Ausdruck im Gesicht, der sagen will: «Nimm mich doch mit, glücklicher Autofahrer!» Die Swagmen, denen wir im Northern Territory begegneten, sind anderer Art. Es sind meistens Leute, die niemands Gesellschaft suchen und die ihre Persönlichkeit verlieren wollen.

Es soll unter den Swaggies des Territory berühmte Ärzte, ehemalige Schiffsingenieure und englische Adelige geben. Sie kommen und gehen, sitzen vielleicht einen Abend lang an einem Lagerfeuer und ziehen dann weiter, ohne sich vorgestellt oder etwas über ihre Vergangenheit verraten zu haben. Man fragte sie nie aus.

Man erzählt eine Geschichte von zwei Swaggies, die am gleichen Abend in einem Roadcamp auftauchten. Der eine war nur noch halb lebendig, als er ankam, und legte sich zum Sterben nieder. Da aber kam aus dem

Busch ein anderer Swagman, untersuchte den Kranken und fand, daß er einen akut entzündeten Blinddarm hatte und operierte ihn an Ort und Stelle. Dann zog er weiter. Er hatte mit seinem Eingriff zuviel von sich verraten und verschwand schnellstens wieder in die große Namenlosigkeit.

Einem andern Swagman sagt man nach, er sei ein englischer Lord, der in England ein großes Vermögen besitze und aus irgendwelchen Gründen hier im Never-Never herumwandere. Nur einmal jedes Jahr verschwinde er geheimnisvoll und bleibe für einige Wochen weg; man hat herausgefunden, daß er den Cricketmatch in Perth besucht, wenn die englische Mannschaft dort mitspielt. Dann sitzt er im Cut-away, einen grauen Zylinderhut auf dem Kopf mit dazupassenden Handschuhen und einer Gardenie im Knopfloch. Darauf kehrt er wieder in den Busch zurück, backt seinen eigenen «Damper» (auf offenem Feuer gebackenes Brot), isst es mit Marmelade voll von Ameisen und schläft unter den Sternen neben seinem einsamen Lagerfeuer.

* * *

Die anrückende Regenperiode bereitete unserm Buschaufenthalt ein jähes Ende. Die schweren Monsunregen, begleitet von mächtigen Gewittern, gossen herunter und verwandelten alle Wege in einen tiefen Morast, in dem jeder Wagen hoffnungslos einsank.

Unsere Expedition wurde zusammengepackt und die lange Rückfahrt nach Süden angetreten. Als mein Mann zum letztenmal unter den Bananen stand, die wir gepflanzt hatten und die in den Monaten unserer Anwesenheit groß geworden waren, sagte er: «Schade, daß die ganze Welt schon entdeckt ist. Auch hier waren schon vor uns Leute, auch über Never-Never wurde bereits ein Buch geschrieben. Die Technik des 20. Jahrhunderts raubt einer Expedition im Urwald alle Romantik.»

Der Kalender zeigte das Datum des 21. November, als unsere Karawane von Brocks Creek aufbrach.

Pincher und Silly standen am Gartentor und winkten uns nach. Sillys schwarze Hand hielt immer noch die Photo, die ich ihr geschenkt hatte: eine Gruppenaufnahme von unserer geologischen Expedition in die Einöden des Northern Territory.